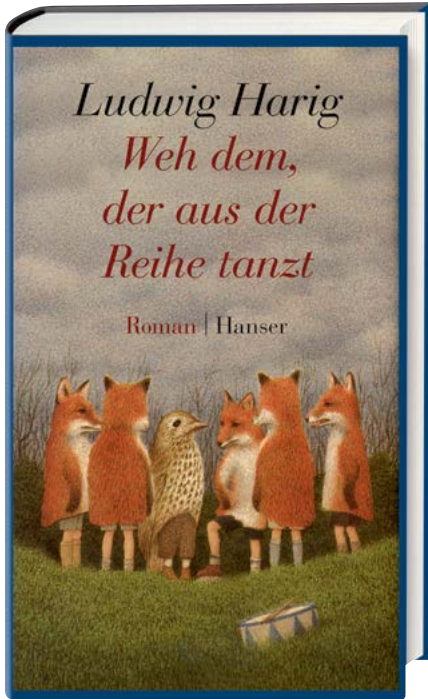


Leseprobe aus:

Ludwig Harig  
Weh dem, der aus der Reihe tanzt



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Carl Hanser Verlag München 2014

HANSER



Ludwig Harig  
Gesammelte Werke

Herausgegeben  
von Werner Jung,  
Benno Rech und  
Gerhard Sauder

Band X

Ludwig Harig

Weh dem,  
der aus der Reihe  
tanzt

Herausgegeben  
von Werner Jung

Carl Hanser Verlag

Gedruckt mit Unterstützung von Saartoto

1 2 3 4 5 18 17 16 15 14

ISBN 978-3-446-24600-3

Alle Rechte vorbehalten

© Carl Hanser Verlag, München 2014

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany



**MIX**  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen

**FSC® C006701**

Weh dem,  
der aus der Reihe  
tanzt



Diese Jugend, die lernt ja nichts anderes als deutsch denken, deutsch handeln. Die Knaben kommen vom Jungvolk in die Hitler-Jugend, und dort behalten wir sie wieder vier Jahre, und dann geben wir sie erst recht nicht zurück in die Hände unserer alten Klassen- und Standeserzeuger, sondern dann nehmen wir sie sofort in die Partei oder in die Arbeitsfront, in die SA oder in die SS, in das NSKK und so weiter. Und wenn sie dort noch nicht ganz Nationalsozialisten geworden sein sollten, dann kommen sie in den Arbeitsdienst und werden dort wieder sechs und sieben Monate geschliffen. Und was dann noch an Klassenbewußtsein oder Standesdünkel da oder da noch vorhanden sein sollte, das übernimmt die Wehrmacht. Und dann nehmen wir sie, damit sie auf keinen Fall rückfällig werden, sofort wieder in SA, SS und so weiter. Und sie werden nicht mehr frei, ihr ganzes Leben.

*Adolf Hitler, Völkischer Beobachter, 1938*





# I

## *Weh dem, der aus der Reihe tanzt!*

Mehr als fünfzig Jahre habe ich nicht an den kleinen René gedacht. Mit dem ersten Schultag fing sein Unglück an, wie habe ich es vergessen können! Sein Unglück ist nicht zu meinem Glück ausgeschlagen, wie man damals hätte denken können; was ich ihm angetan habe, ist nicht wiedergutmachen.

Alles begann im Neuen Schulhaus, das mitten im Dorf liegt, genau gesagt auf der linken Seite der Hauptstraße, wenn man von Liebergallshaus heraufkommt. Obwohl schon um die Jahrhundertwende erbaut, ist es im Kopf der Älteren über die Jahrzehnte hinweg das Neue Schulhaus geblieben. Zwar gibt es im Dorf auch ältere Schulhäuser, die nach dem ersten Kaiser Wilhelm und seinem Kanzler Bismarck benannt sind, doch das Neue des Neuen Schulhauses ist nicht nur mit Hinweisen auf die Zeit seiner Erbauung zu erklären, sondern auch mit seiner kargen Pracht, die die alten, ärmlichen Steinkästen majestätisch überstrahlt und etwas vom neuen Geist erzählt, der zu Anfang des Jahrhunderts in die frisch lackierten Klassenzimmer eingezogen war. »Wir streben nach einem Platz an der Sonne«, hatte der Kaiser im Jahre 1902 gesagt, und tatsächlich: Wenn die Morgensonne schien und den ganzen Vormittag durch die Fenster des Neuen Schulhauses hindrang und die Schüler in ihren Bänken erleuchtete, konnte jeder Vorbeigehende den Eindruck haben, ein täglich herabfließendes neues Licht erfülle die Sulzbacher Schulkinder mit einem besonderen Geist von oben. Ist dieser Geist je ein neuer Geist gewesen? Ist er in den Köpfen der Alten ein ewig neuer Geist geblieben? Und wie sieht es bei den Jungen aus?

Viermal zwölf Fenster, akkurat neben- und übereinander geordnet, gliedern die mächtige Vorderfront in einen Flächenaufriß aus lauter Rechtecken; doch nicht pedantisches Gleichmaß herrscht vor: Die horizontalen Fensterreihen sind in Gruppen zu dreien vereinigt, von denen je eine Dreierkolonne den an den Seiten hochgezogenen Giebdreiecken zugeordnet ist, die beiden mittleren Kolonnen dagegen einen gleichen Abstand voneinander halten und eine Sechsergruppe bilden. »Was für eine Fassade!« sagte mein Vater viele Male und zeichnete mit den Händen die sorgfältig gegliederte Straßenfront nach, »was für ein Schulhaus!« Und es ist wahr: Die Fassade erinnert an eine breite preußische Ordensbrust und die Fassadengiebel an Längsschnitte kaiserlicher Pickelhäuben. Sie sind dem Quaderbau aufgesetzt, und wer den Kopf hebt, kann dort in der Höhe das Formenspiel von Säulen und Architraven mit Muschelmustern und Spiralbögen betrachten: ein wilhelminischer Helm, der ja auch mit Säulchen und Postamenten dekoriert und einer Spitze gekrönt ist. Fassade und Seitenwände sind aus gelben Hartbrandsteinen gemauert, doch wenn man nicht so genau hinschaut und erst einmal die Hinterfront gesehen hat, die samt ausgezogener Giebel schmucklos im deutschen Kreuzverband dasteht, könnte man die Hartbrandfassade für geblendet halten, wenn nicht das Ineinandergreifen von gelben Hartbrandsteinen und gewöhnlichen roten Ziegelsteinen die Täuschung anzeigen würde. Das Mauerwerk ist nur halb geblendet: Der ganze Bau ist ein mächtiges Blendwerk aus vorgetäuschten Gliederungsteilen und Schmuckelementen.

Der Geist von oben war der preußische Obrigkeitsgeist. War auch dieser Geist vorgetäuscht? Von den Schlüsselsteinen im Scheitel der Fensterbögen schauen keine Medusen und gefallenen Krieger herab, aus denen man Schicksale und Schrecknisse der Zeitwende hätte herauslesen können: Es sind nur ornamental skulptierte Sandsteine, die kein Gesicht zeigen. Ein Haus aus festen Formen und geraden Linien gibt seinen Geist zu erkennen, nur sparsam verschnörkelt, mit Ma-

ßen geziert. Hier ist Vater schon zur Schule gegangen, und als ich selbst als kleiner Junge diese langen Reihen von Steinen so wohlgeordnet neben- und übereinander liegen sah, beschlich mich ein gebührender Respekt vor diesem Schulhaus. »Es ist achtzehnklassig«, sagte Vater; zu dem Neuen kam das Achtzehnklassige hinzu, und bis heute wäre es mir nicht in den Sinn gekommen, daß dieses Haus auf einen honorigen Namen hätte getauft werden müssen wie das Wilhelm-, das Bismarck- oder das Gutenbergschulhaus, im Gegenteil. Je unpersönlicher, um so angemessener schien mir der Name für dieses Haus zu sein, und nach und nach lernte ich auch, wie nüchtern und sachlich der Geist beschaffen war, der durch die weißlackierten Räume wehte. Das Mauerwerk täuschte keinen Fassadengeist vor, vorgetäuscht waren die Accessoires, doch auch ihr Regelmaß unterstrich nur die unbarmherzige Lehre der Steine: Weh dem, der aus der Reihe tanzt!

In meiner Erinnerung kommt es mir vor, als seien es nadelspitze Griffel gewesen, die mir diesen Lehrsatz ins Hirn eingegraben hätten, doch wie ich auch hin und her überlege: Es waren keine Finger, die diese Griffel führten. Das Spitzte rührte von einer Stimme her, die auch Schärfe und Schliff besaß, und sie stach wie eine Ahle, mit der ein Schriftsetzer zwischen die Lettern fährt. Im Schulhaus schellte es. Wie lebhaft erinnere ich mich an dieses ohrenzerreißende Gellen, das in auf- und abschwellenden Lautwogen aus allen Türen drang und das ganze Schulhaus mit einem Lärm anfüllte, so schrill und grell, daß er nach allen Seiten aus den Mauern brach! Es war der erste Schultag, wir standen noch vor dem Haus, bleich und ernst, alle an der Hand der Mutter, außer einem kleinen, schwächlichen Jungen. Er hatte sich abseits von uns an die äußerste Hausecke gestellt, Bruchs Eisenwarengeschäft gegenüber, und sah noch bleicher und ernster aus als wir anderen. Ja, es war sicher der erste Schultag, ich kannte mich noch nicht aus in dem weitläufigen Gebäude, wußte nicht, ob wir, wenn wir die Treppenstufen hinaufsteigen würden, nach der linken oder der rechten Seite würden gehen müssen, um

unser Klassenzimmer zu finden. Die Klingel schrillte zum zweiten Mal. Immer noch standen wir in Grüppchen zusammen und wußten nicht, was wir beginnen sollten. Wir standen eine Weile vor der Treppe, ohne uns zu rühren, ich löste meine Hand aus der Hand meiner Mutter, doch fiel mir nicht ein, wo ich sie hintun sollte, und faßte mich an den Hals, was ich heute noch tue, wenn ich verlegen bin. Heute kommt mir diese Wartezeit vor der Schultreppe wie eine kleine Ewigkeit vor, denn der Junge, der abseits von uns anderen an der Hausecke stand, wußte nicht, wie er seine Verlegenheit und Angst hinter vertuschenden Bewegungen verbergen sollte; und es war auch keine Mutter da, deren Hand er hätte ergreifen und halten können. Ein Auto hatte den Jungen gebracht, ein schwarzlackiertes französisches Modell. Mit dem Jungen war eine Frau ausgestiegen, hatte ihn an die Hausecke geführt, war auf dem Fuß wieder umgekehrt und in dem Auto verschwunden, das rasch anfuhr und mit sanftem Dröhnen verschwand.

Nun stand der Junge da, die Arme hingen schlaff an seiner Seite, es schüttelte ihn ein elender Jammer, aus seinen Augen stürzten Tränen, tropften auf den Kragen, und an seinen Beinen herab lief ein Rinnsal und ergoß sich über Strümpfe und Schnallenschuhe. Ja, wo wir anderen allesamt hohe, genagelte Rindslederschuhe an den Füßen hatten, trug er schmale, elegant geschnittene Halbschuhe mit einer geknöpften Schnalle an jedem Schuh. Nie werde ich vergessen, wie er zwischen dem Schulhaus und Bruchs Laden im zugigen Durchgang stand, zitternd vor Angst, todunglücklich in seinem orangefarbenen Kleidchen mit weißem Halskragen und braunem Gürtel, und das Fließen hörte auch nicht auf, als er schon überströmt war von Pisse und Tränen. Ja, immer wird mir das Bild vor Augen stehen, und wenn ich hinuntergehe ins Dorf, dann finde ich noch heute die Stelle neben den rauh behauenen Sandsteinquadern, wo das dreifache Elektrokabel in die Höhe und das Abfallrohr in die Tiefe geht: Dort, unter dem Sandsteinwulst, über dem das Mauerwerk aus gelben Hartbrannt-

klinkern beginnt, stand er, die Schuhspitzen nach innen gerichtet, den Bubikopf zur Seite geneigt, und sah genau aus wie der Daumenlutscher im Struwelpeter, der am Ende die schlaffen Arme und Hände zu Boden streckt, und an den Händen sind keine Daumen mehr.

Aus dem Haus trat unser Lehrer, Herr Peiter, ein Herr von Mitte Dreißig, rechtsgescheitelt und mit Oberlippenbärtchen. Er hielt die schwere, reich profilierte Eichentür an der Klinke, schaute über unsere Köpfe hinweg, ließ die Klinke los und klatschte in die Hände. »So«, sagte er, trat zur Seite, um Platz zu machen für eine Schar von vierzig ABC-Schützen, »nun nehmt einen Kameraden an der Hand und stellt euch schön in der Reihe auf, zwei und zwei nebeneinander.« Wir waren vierzig, jeder hätte einen Nachbarn an seiner Seite haben können, doch schon am ersten Schultag und alle die Tage danach bis ins nächste, ins übernächste Jahr fand der kleine Junge niemanden, der ihn an seine Seite genommen hätte. Immer blieb er übrig. Und hatten wir uns in langer Reihe zu zweien hintereinander aufgestellt und es fehlte niemand, so daß für ihn ein Nachbar hätte da sein müssen: Es war niemals jemand zu finden, der sich neben ihn in die Reihe gestellt hätte. Kein Kamerad, kein Freund, kein Nächster. Eher kam ein ermogeltes Dreierglied zustande, als daß sich aus der geraden Anzahl lauter Zweierreihen gebildet hätten. Der Kleine in seinem hübschen Kleidchen blieb übrig. Er war überzählig, er war überflüssig. An diesem ersten Schultag hatten sich die Banknachbarn im Nu zusammengefunden, schon vor der Treppe, die uns hinaufführte in eine neue, unbekannte Welt, hatten wir Fühlung genommen, Bündnisse geschlossen, waren Spießgesellen geworden, paarweise aneinandergeschweißt, und alle zusammen waren wir die Meute, die ihr Opfer braucht. Lehrer Peiter klatschte wieder in die Hände, sagte: »Finger auf den Mund, und auf den Zehenspitzen reingehen!«, doch als der kleine Junge an der Hausecke sich nicht von der Stelle rührte und immer noch in Tränen und Pisse schwamm, fügte Herr Peiter hinzu: »Auch du, mein Lieber,

komm her und tanz nicht aus der Reihe!« Dieses Geschehnis vor dem Schulhaus war ein Ritual, und es wiederholte sich täglich. Erst fuhr der schwarze Renault an der Schule vor, parkte neben der Bordsteinkante, der Chauffeur sprang aus dem Führersitz, eilte um den Wagen herum zur rechten hinteren Wagentür und öffnete sie; dann, bevor noch die Dame ihren Fuß auf das Pflaster setzte, kletterte der kleine Junge heraus, stand mit großen Augen auf dem Trottoir und starrte das Schulhaus an. Wir waren immer schon da, wir warteten auf ihn. Wir schauten zu, mit begehrlischen Blicken, wie er näher kam, wie er ängstlich in unseren Kreis trat, doch wir ließen ihn nicht an uns heran, und wenn schließlich die Tränen über seine Wangen und die Pisse über seine Strümpfe zu fließen begannen, schloß sich der Kreis um ihn, und er durfte sich gehenlassen, ohne daß jemand anderes die Nase in sein Elend hineinstecken konnte als wir. Dieses Schauspiel wollten wir tagtäglich erleben, und keine noch so winzige Einzelheit durfte in dem festgelegten Ablauf fehlen. Vom Öffnen des Automobils bis zum Schließen des Kreises gab es eine einzige, von uns kleinen Ungeheuern wollüstig empfundene Bewegung: das Zu-uns-Herüberkommen dieses angstvollen Jungen, der sich, als sei er angezogen von unwiderstehlichen Kräften, in einen Bezirk begab, worin er sich seiner Selbstqual überlassen durfte. Ich kann mir nicht vorstellen, was geschehen wäre, wenn er eines Morgens nicht aus dem Renault gestiegen und zu uns hergekommen wäre, um seine Demütigung zu erfahren. Wir gierten, wir lechzten nach diesem Brauch.

War der Kleine etwa doch nicht überzählig, nicht überflüssig? Wir brauchten ihn. Er war unentbehrlich. Hätte es ihn nicht gegeben, wir anderen wären viel länger im dunkeln getappt und hätten an Herrn Peiters Lebensregel herumgerätselt. Wir lernten es im Handumdrehen. Jedesmal, wenn der Junge in den Kreis trat, spürten wir, daß wir nicht so waren wie er und er nicht war wie wir und außerhalb stand, weil er anders war. Mitten im Kreis stand er außerhalb. Irgend-

ein Bannfluch hatte ihn getroffen. Und wenn Herrn Peiters Stimme, unterstützt von scharfem Händeklatschen, in unsere Ohren fuhr und die neuen Regeln lehrte, dann schauten wir schadenfroh auf den kleinen Jungen, der sich nicht halten konnte und aus dem Rahmen fiel. Wir wollten nicht, daß er sich eingefügt hätte in unser Gruppenbild, er störte das Gleichmaß, er paßte nicht ins Bild und gehörte doch dazu. Auch wenn es dem einen oder anderen schwerfalle, keiner habe das Recht, aus der Reihe zu tanzen, sagte Herr Peiter und hob mit spitzer Stimme so manche eigene Meinung aus den Angeln, als sei er der gottgleiche Schriftsetzer, der mit spitzer Ahle die falschen Lettern aushebt. Auch wenn wir es damals viel einfacher begriffen und uns keine Gedanken machten, lernten wir rasch und prägten es uns ein: Es war nützlich, ja es war heilsam, in der Reihe zu stehen und nicht außerhalb wie der Kleine mit den Schnallenschuhen an den Füßen und einem bunten Kleidchen am Leib. Das sei kein Kleidchen, sagte einer, das sei ein Franzosenkittel.

Der Kleine hieß René. Er wollte ein Junge sein wie wir, doch er hieß René. Er war nicht stärker, nicht schwächer als wir, nicht klüger, nicht dümmer, nicht frecher, nicht braver. Er war anders und hieß René. René ist französisch, und deshalb verursachte dieser Name einen Mißklang in unseren Ohren. Wir hießen Oswald und Arnold, Helmut und Gisbert, das sind deutsche Namen, und sie sind voller Wohllaut. Damals hieß noch kein Junge Ronny oder Patrick, wir hießen Hermann und Ludwig, und obwohl jemand, der hierzulande Ludwig heißt, Louis gerufen wird, hätte niemand den Namen Louis für einen französischen Namen gehalten. Schon auf den ersten Seiten unserer Fibel sieht man ein halbes Dutzend Kinder durch den sternhellen Abend laufen, mit roten und gelben Lampions in den Händen, die Mädchen mit Schürzchen, die Knaben in kurzen Hosen. Sie heißen LENE, LUI, MINE, MIMI, LULU, EMIL. Ja, LUI und LENE sind dabei, so hießen Vater und Mutter, zwei deutsche Menschen mit deutschen Namen. René aber war französisch. Damals wäre



niemandem der Gedanke gekommen, einen deutschen Jungen auf den Namen René taufen zu lassen, außer jemand, dem der Name am Herzen lag.

Was hatte es eigentlich auf sich mit dem schwarzen Renault, der jeden Morgen so blankpoliert vor dem Schulhaus vorfuhr? Es war ein großräumiges Modell, mit breitgerippter und geschwungener Motorhaube. Das Chrom blitzte, die Speichen glänzten, die Türen fielen mit dumpfem Schlag ins Schloß, wenn René ausgestiegen war und die Dame wieder im Fond Platz genommen hatte. Woher kam die Dame, und wohin fuhr sie? Manchmal rief sie René ein paar Wörter zu, die klangen alle deutsch, doch dann führte sie die eine Hand zum Mund, küßte sie und warf das Küßchen durch die frische Morgenluft. Das ist ganz und gar französisch, dachten wir, denn unsere Mütter kutschierten nicht in französischen Automobilen umher und warfen keine Handküsse durch die Gegend. Es kamen Gerüchte auf, es wurde geredet. Die Mutter des kleinen René habe sich mit einem Franzosen eingelassen, und dieser Franzose sei ein Offizier der französischen Armee oder sonstwas. Womöglich ein französischer Beamter der Bergwerksverwaltung, ein Bankdirektor oder nur ein einfacher Soldat? Ein Lothringer oder ein Marokkaner?

Aber das Auto, sagten die Leute, das Auto lasse an etwas Höheres denken, obwohl ja ein Auto nicht ausschließe, daß der Vater gut und gerne ein Marokkaner sein könne, denn in der französischen Armee seien selbst die Schwarzen aus Afrika Offiziere geworden, und man sehe René das Mockchen doch an, wenn man genau hinschaue und wisse, was dabei herauskommt, sobald sich ein deutsches Mädchen an einen Mohren verkaufe. Ich schaute hin, ich konnte nichts entdecken. René war weder braun von Hautfarbe, noch wuchsen ihm Locken auf dem Kopf. Bis auf sein Kleidchen und die Schnallenschuhe hätte er ein Junge wie wir anderen sein können, doch es war etwas an ihm, das ihn von uns unterschied, es waren aber nicht Schuhe und Kleidchen allein. Er war so traurig, so verstört! Als wir mit der Fibel anfangen, war mir,

als hätte ich es auf einmal mit lauter Renés zu tun. Unser erstes Fibelbild zeigte einen kleinen Jungen beim Spiel, er trägt ein rotweiß gestreiftes Schürzchen mit weißem Spitzenkragen, fast wie René. Er steht ganz fassungslos zwischen seinen Spielsachen, einem Holzpferdchen auf Rollen und einem grauen Stoffelefanten. Der Junge hat Tinte verschüttet, das Tintenglas liegt am Boden. Angeekelt streckt er seine verschmierten Hände von sich, verzieht die Lippen zu einem breiten Spalt und sagt: I. Und noch einmal, auf dem dritten Bild, steht der Kleine entgeistert mitten in der Küche, nun schon etwas älter geworden, irgendein zerbrechliches Spielzeug, an dem ich herumrätsele, was es wohl gewesen sein mag, als es noch heil war, ist ihm zu Boden gefallen und zerschellt. Der Junge hat die Augen weit aufgerissen, der Mund formt ein rundes Loch, und er sagt: O. Arme kleine Renés, dachte ich, sie haben Tinte vergossen und Spielzeug zerbrochen, nun stehen sie da, unglücklich und ganz allein. Ja, arme kleine, unglückliche Renés, dachte ich, aber ich zeigte niemand, daß sie mir leid taten, und es waren ja gemalte Figuren und nicht der lebendige René aus unserer Klasse. In meinem Kopf drehten sich Bilder und Buchstaben, am Ende konnte ich Leben und Lesebuch nicht mehr unterscheiden.

Wir schlugen die Fibel auf und lasen. Wir lasen mit heller und lauter Stimme, Herr Peiter schlug den Takt mit seinem gelben Stöckchen. Wir lasen einen Laut nach dem anderen, wenn ein Fenster aufstand, konnte uns Herr Freudenberg von gegenüber in seinem Zigarrengeschäft hören. Wir lasen. Wir versenkten uns mit kindlicher Andacht in die großen lateinischen Druckbuchstaben, das waren einfache, doch kunstvoll erschaffene Gebilde, teils eckige, teils gebogene, erst ganz unscheinbare, für sich allein stehende: dann traten sie mehr und mehr in Gruppen zusammen. Wenn ich für einen Moment nur die Augen schliesse, dann tauchen von tief unten aus dem Gedächtnis die schlichten und die verschlungenen Buchstabenfiguren auf und gesellen sich zu den bunten Bildern. Eine Kuh steht in der Wiese und macht MU, der Wind

feht durch die Straße und macht HUI, dann kommt ein Auto, es ist zwar kein schwarzlackierter Renault wie in unserem wirklichen Schulleben, doch auch dieses Lesebuchauto hat eine gerippte Motorhaube, und sogar ein Chauffeur sitzt hinter dem Steuerrad, in grüner Joppe und grüner Mütze, er schaut unverwandt geradeaus wie der Chauffeur im schwarzen Renault. Auf dem Dach des Autos sitzt eine schwarze Katze, ein Hund springt hinterher, ein Mann schwingt seinen Spazierstock. AU MIAU HAU HAU lesen wir, und dann betonen wir laut das E am Ende des Wörtchens HAUE. Auch Lehrer Peiter fuchtelte mit seinem spanischen Rohrstock in der Luft herum, sorgfältig taktierte er die Silben aus, doch wenn ein falscher Laut aus unseren Kehlen drang, fuhr das Stöckchen auf Schultern und Rücken herab. Und immer wieder kam aus der Fibel ein kleiner René hervor, da saß er in seiner Bank, ein Junge zieht ihn am Ohr, René schnieft und schluckt, und da ist es auf einmal der wirkliche René, der sich über sein Buch beugt und liest: »Wie fein sie alle lernen. Sie rechnen. Sie lesen. Sie malen. Sie lachen mich aus. Ich weine. Nein. Ich mache nur so.«

Tat er wirklich nur so, als weine er? Welcher war der wirkliche, welcher der René aus der Fibel? René beschäftigte mich. In den Morgenstunden hatte ich ihn immer vor Augen: drinnen im Klassenzimmer, wo er allein in der Ecke saß, draußen auf dem Schulhof, wo er mitten im Kreise stand. Doch in den Nachmittagsstunden, wenn ich auf der Schlackenhalde in der Sonne lag und in den Himmel blickte, schlug mein Gewissen, und ich schämte mich, daß wir ihn wieder abgewiesen und gedemütigt hatten, weil es uns nicht gefallen wollte, wie er hieß und wie er aussah mit seinem schwarzen Bubikopf, der mich an Prinzen und Pagen und auch an den kleinen Hänsel aus dem Märchenbuch erinnerte. Ich stellte mir vor, wie am frühen Morgen eine Zofe an sein Bett tritt, ihn in ein meergrün gekacheltes Badezimmer führt, wäscht und abtrocknet, ihm den Bubikopf mit einer Bürste strahlt und ihm in die Schuhe und das Kleidchen hilft. Dann war etwas Vornehmes

um ihn, aber auch etwas Altmodisches. Das Bett, das Badezimmer, die Bürste erschienen mir in meiner Einbildung wie Gegenstände aus einem vergangenen Jahrhundert, wohin auch das Kleidchen, die Schuhe und der Bubikopf gehörten.

Ja, René sah aus wie der verwöhnte Daumenlutscher, der auch in einem schönen Haus wohnt, das eine weite Diele besitzt mit Säulen und Rundbögen, eine stuckierte Sonne blickt verdrießlich auf den daumenlutschenden Jungen und lacht schadenfroh, als die Daumen abgeschnitten sind und in der Blutlache schwimmen. Nur die Mutter stellte ich mir anders vor, denn die Dame, die René vor das Schulhaus brachte, war elegant und modern gekleidet und trug nicht eine biedere grüne Haube und ein altfränkisches Kleid mit Umhang darüber wie die Mutter in der Geschichte vom Daumenlutscher. Ich malte mir aus, wie der Chauffeur den schwarzen Renault aus der Garage fuhr und dem kleinen René die Wagentür aufhielt. Ich setzte mir in den Kopf, René sei so ganz und gar anders als wir, daß er eines Tages ausbleiben und uns allein lassen würde in unserer Folterlust.

Was ist geschehen in diesem halben Jahrhundert? Die Vernunft schwieg. Die Erinnerung schwieg. Das Gewissen schwieg. Jetzt, wo ich von ihm erzähle, fällt es mich gewaltig an. Heute nacht träumte ich, René stünde auf einer Lichtung im Wald, er war in einen Vogel verwandelt, doch stand er hoch aufgerichtet, so daß sein Schwanz senkrecht vom Rücken abfiel und wie das Ende eines zu langen Kittels auf den Boden reichte. Obgleich er nur ein Vogel war, hatte er die gleiche Größe wie wir jungen Füchse, die zähnefletschend um ihn herum standen. Ich wußte im Traum, daß wir die Fuchsköpfe nur übergestülpt hatten, denn ich fühlte Nase, Mund und Ohren unter der Maske, die mich dennoch nicht unkenntlich machen konnte. Jeden von uns erkannte ich wieder, obwohl eine lange Zeit vergangen sein mußte, auch der Vogelkopf verbarb nicht René's ängstliche Jungenmiene.

Wir standen da, steif wie ausgestopfte Stofftiere, starrten in René's Drosselgesicht, traten ihm aber keinen Schritt ent-

gegen. Wir hätten es auch gar nicht gekonnt, selbst wenn unsere Beine keine Puppenbeine gewesen wären: Um René herum wuchs eine Hecke aus roten Dornen. René, trotz Schnabelgesicht, erschien uns wie sonst. Aus seinen Lidspalten und unter den Federn hervor schoß ein grüner Saft, das sei Vogelblut, sagte Herr Peiter, der hinter uns Füchsen stand und als einziger ein Mensch geblieben war. Immer noch war er rechtsgescheitelt, doch sein Adolf-Hitler-Bärtchen saß in einem zerschossenen Gesicht: Oberlippe, Mund und Kinn waren zerfetzt und wieder zusammengenäht worden, und doch sprach Herr Peiter, ohne behindert zu sein durch seine gespaltene Zunge und seine zerstückelten Zähne. Er sei im Krieg in ein Granatfeuer geraten, erzählte er, wir saßen auf einmal an einer Bartheke, hatten die Fuchsgesichter hinter uns an den Garderobenständer gehängt und schauten auf Herrn Peiters zermalmttes Gesicht. Vor uns auf der Theke schimmerte ein grünes Getränk in den Gläsern. Wir tranken. Wir verzogen unsere Gesichter zu Grimassen. Jeder Schluck brannte auf den Lippen, brannte auf der Zunge, brannte in der Kehle.

»Wo ist René?« fragte Herr Peiter, doch niemand hatte den Namen je gehört.

Ich erwachte, lag eine Weile auf dem Rücken und fragte mich, ob ich geträumt oder mich erinnert hätte. In meinen Ohren sirrte es wie von winzigen Rädchen. Ich ließ die Augen geschlossen, obwohl es noch stockdunkel war, ich atmete langsamer, tiefer, hielt die Luft an, bis das Sirren in den Ohren zum Rauschen answoll und sich in die Schläfen ergoß. Plötzlich setzte es aus. Ich hätte alles dafür gegeben, nur um ein leises Knistern zu hören, den sanften Nachhall des Traums, vielleicht das Knacken der roten Dornenhecke, das Zischen des grünen Getränks, aber es war nichts zu hören. Eine lähmende Trockenheit brannte mir die Mundhöhle aus, mir war, als liege ein Stück ausgeglühter Schlacke auf meiner Zunge. Ich wälzte mich auf die Seite. In diesem Augenblick blitzten Buchstaben hinter meinen Lidern auf, ich weiß nicht,

warum sie sich zu diesen bestimmten und keinen anderen Wörtern in meinem Kopf zusammengesetzt haben, ich sagte sie auf, als hätte ich sie in ihrer Reihenfolge fürs Leben auswendig gelernt:

FEUER FEUER WO WO  
EIN RUFEN EIN LAUFEN  
EIN RENNEN EIN RASEN  
EINE EILE EIN EIFER  
EIN LAUFEN EIN RUFEN  
FEUER FEUER  
LAUF HEINI LAUF

»Im Chor!« rief Herr Peiter, und wir riefen es im Chor. Wir kreischten, wir skandierten die Wörter, als seien es Vokabeln einer Massenszene. Nur René sprach nicht mit. Während wir uns im Chor zusammenrotteten und ein eingebildetes Feuer beschworen, kauerte René in seiner Ecke und schwieg. Im Vordergrund des Fibelbildes rast ein Feuerwehrauto die Straße entlang, Männer laufen, Kinder rennen, aus dem Dach eines Hauses schlagen Flammen, sie züngeln über eine breite Gaube und wölben sich über dem First zu dickem Qualm. Doch linker Hand steht prall und rund der Wasserturm, er wird Wasser spenden, soviel die Feuerwehrleute zum Löschen brauchen. Gott sei Dank bleibt das Schulhaus in der Bildmitte vom Feuer verschont, Lehrer Peiter hebt den Finger und weist uns darauf hin, denn mit seinen drei Geschossen und den beiden aufgesetzten Giebeln nach der Straße hin könnte es gut und gerne unser Sulzbacher Schulhaus sein. O Gott, was wäre, wenn wir in einem brennenden Schulhaus säßen!

Wir kamen nicht dazu, darüber nachzudenken, wie gut uns ein ausgebranntes Schulhaus und viele lange, freie Tage täten, denn Herr Peiter hob wieder sein Stöckchen und schlug den Takt zum Feuerspiel. Wir liebten das Sprechen im Chor, den gedehnten Leiergesang, der so praktisch war. Ja, wir schätzten ihn sehr, weil wir so mühelos in ihn hineinschlüp-

fen konnten, ohne daß Herr Peiter es bemerkte. Es war der namenlose Singsang der Menge, in dem jeder seinen eigenen Mund verlor, wenn er nicht gerade Vorbeter oder Wortführer sein wollte. Nur René betete die Litaneien nicht mit, er zupfte an seinem Kleidchen, fuhr sich durch den Wuschelkopf und schaute mit verschlossenem Mund auf Herrn Peiters Taktstock, der uns zum Wechselgesang dirigierte, einmal der linken, einmal der rechten Reihe und dann wieder dem Chor. »René, sprich mit!« rief Herr Peiter und kehrte sich René zu, der sich nach der Wand gedreht hatte. Er möge den Mund aufmachen, sagte der Lehrer, er möge sich an uns ein Beispiel nehmen und nicht aus der Reihe tanzen, für ihn werde keine Extrawurst gebraten. Herr Peiter meint es zu gut mit René, dachten wir, kein einziges Mal hatte er ihn ausgeschimpft oder ihm gar Prügel gegeben, nein. Herr Peiter sprach mit ihm nicht anders als mit uns, wandte sich ihm nur häufiger zu und sagte, wenn er sich nicht einfügen wolle in die Gemeinschaft der Klasse, dann sei bald Hopfen und Malz verloren und alle Liebesmüh umsonst gewesen.

Es war Frühjahr 1933. Der Sommer kam. Es wurde Herbst. Wir lasen, wir lernten fürs Leben. Heini und Lene bescherten uns schöne Fibelgeschichten in Hülle und Fülle, und neugierig, wie wir waren, folgten wir ihnen auf die Wiese und in den Wald, auf die Kirmes und in den Zirkus, und in den Ferien ging's zu Tante Ida nach Entenbusch. Es gab die Jäger und die Musikanten, den Schornsteinfeger und den Chauffeur auf dem Sprengwagen. Der Straßenbahnschaffner habe es schwer, erzählte die Fibel, er müsse viel tun und denken, die richtigen Fahrscheine ausgeben, die Haltestellen ausrufen, den Leuten beim Aus- und Einsteigen helfen. Habe der Führer es etwa leichter? »Aber nein«, lasen wir, »das ist auch eine schwere Arbeit: bei jedem Wind und Wetter vorn auf der Plattform stehen und die Kurbel drehen, links herum, rechts herum, halt, schnell gebremst! und mit dem Fuß die Glocke treten ... Ja, wenn ich Führer wäre, dann würde ich auch den ganzen Tag auf der Elektrischen fahren und immer schellen, und alle

Wagen und alle Leute müßten dann schnell ausweichen, wenn ich mit meiner Elektrischen käme. Vielleicht werde ich Führer auf der Elektrischen, wenn ich erst groß bin!« Ja, wir alle wollten Führer werden, der eine Straßenbahnführer, der andere Lokomotivführer, ein dritter Kranführer, ein vierter Traktorführer. Nur René weigerte sich, Führer werden zu wollen. Je lauter wir es hinausschrien, um so beharrlicher schwieg René. Er sperrte sich. Wir riefen es uns im Chor zu, als rezitierten wir es in einem Weihespiel mit der Rolle des Außenseiters René, der sie aber gar nicht spielen mußte, denn er war das rüddige Schaf von Anfang an. Und wir brauchten ihn, er war so nützlich in unserem deutschen Charakterstück, in dem es ja nie an einem Außenseiter fehlen darf, sei es, daß er Jude, Zigeuner oder Franzose ist, zumal wenn er so scharf gezeichnet ist wie René. In unserer Klasse gab es einen Jungen mit Schuppenhaut: Trotz der steirnglatten Flechten, die er beim Kratzen über die Bank streute, und dem süßlichen Geruch, der seiner Haut entquoll, war er nicht ausgestoßen wie René. Er hieß Karl, er hatte keinen Franzosennamen. Er trug Hosen und Hosenträger, keinen Franzosenkittel. Karl Munzlinger wollte mit uns Führer werden, er mischte seine dünne, rauchige Stimme in unsere blechernen Organe, und auch er kannte keine Gnade, wenn sein Stimmchen dem Taktstock des Lehrers folgte. Herr Peiter skandierte nach wie vor mit spitzem Organ. Wieder und wieder stach die Ahle auch zwischen die Lettern, warf sie aus und kehrte sie um. Jeder Buchstabe hatte seine Kehrseite, jedes Wort seine Hinterfront, und als Opa sagte, im Reich sei jetzt ein Führer am Ruder, sah ich einen Mann mit entschlossener Miene eine Kurbel drehen wie der Mann im Führerhaus der Straßenbahn. Waren die Schienen frei? Standen die Weichen richtig? Ging es schnell genug? »Nur keinen Menschen überfahren«, lasen wir in der Fibel, »und mit keinem Wagen zusammenstoßen.«

Erich Dick sprach vor. Er sprach laut und deutlich, und die Klasse sprach es nach. War Erich der Leithammel, dem die



Herde mit Gebrüll nachfolgte? Oder waren wir ein Chor aus lauter Führern? Wir waren Schützen, ja, wir waren ABC-Schützen, wir hatten ein Ziel vor Augen, und dieses Ziel faßten wir ins Visier, sooft sich eine Gelegenheit bot. Doch René war im Weg. Er war uns immer im Weg, obwohl er uns doch so nützlich war. Ich erinnere mich nicht, daß er neben jemandem in der Bank saß, ich glaube auch nicht, daß er neben jemandem sitzen wollte. Auch wenn wir »Räuber und Gendarm« spielten, konnten wir René nicht gebrauchen, weil er weder einen Räuber noch einen Gendarm hätte spielen können, nein, dafür hätte er entweder bei den einen oder bei den andern in der Gruppe sein müssen. René aber war nicht wie wir, jedem mußte es auffallen, wie anders er war. Das Kleidchen, die Schnallenschuhe, der Bubikopf! Und was für einen komischen Griffelkasten er mitbrachte! Eines Tages rutschte er neben mich auf die Bank und schob das Kästchen über die Tischplatte, um es mir zu zeigen. Es war bunt und auffällig beschriftet, und ein fremdes Wort auf dem Deckel stach mir in die Augen. Ich fragte René, was auf dem Kästchen geschrieben stehe, denn die Buchstaben dieses Wortes sahen zwar nicht anders aus als die Buchstaben in unserem Lesebuch, doch die Reihenfolge, in der sie hintereinander aufgedruckt waren, schien mir eine ausländische zu sein und ergab keinen Sinn.

»Ach, nichts Besonderes«, sagte René, »überhaupt nichts Wichtiges«, es sei ein französisches Wort, und unsere Griffelkästen gefielen ihm viel besser, auch wenn nichts darauf geschrieben stehe, was ja auch nicht nötig sei, denn jedermann könne sehen, daß es sich um einen Griffelkasten handle. Ich roch den Duft der Seife, mit der er gewaschen worden war, ein feines Parfüm, das ihm entströmte, es gefiel mir, so nahe bei ihm zu sein, doch als er mir seine Hand auf den Arm legen wollte, rückte ich von ihm ab und stieß ihn aus der Bank. Näher als an diesem Tag bin ich ihm nie mehr gekommen, guter Wille und auch das Wünschen hätten nichts geholfen, denn schon im zweiten Schuljahr, eine Woche nach der Saar-

abstimmung am 13. Januar 1935, verschwand René aus unserer Klasse und kehrte nie wieder zurück. Er sei ins Waisenhaus nach Holz gekommen, wurde erzählt, und die Mutter, hieß es, dieses Franzosenliebchen, sei dem Vater des kleinen René über die Grenze nach Frankreich gefolgt. Armer, kleiner René, ein deutscher Griffelkasten hatte es ihm angetan, doch ich hatte ihn von mir fortgestoßen, ich wollte nicht für ihn eintreten, und heute, fünfundfünfzig Jahre danach, ist es zu spät. Ich suche nach ihm, doch ich finde ihn nicht wieder.

»Von den Hoffmanns ist niemand mehr hier. Aber die haben da hinten gewohnt, ganz hinten im letzten Haus«, erzählt mir eine Nachbarin, und ich sehe das alte Bergmannshaus am Grubenpfad, wie es sich vor dem aufgeschütteten Bahnkörper in die Tiefe neigt, als stürze es geradewegs in eine Bruchspalte. »Der Großvater von dem kleinen René war Bergmann«, sagte die Frau, »und die Mutter hieß Berta, die war eine große, breite Person, die hatte den Kleinen immer an der Hand, daran kann ich mich noch gut erinnern. Ein Auto? Nein, bei uns in der Straße ist nie ein Auto gewesen. Die Mutter war nicht ganz richtig im Kopf, da hat etwas gefehlt. Aber mehr weiß ich nicht, man hat sich ja um niemanden gekümmert, wir hatten selbst kleine Kinder, ich weiß nur noch, daß der Kleine ein schmales, spitzes Kerlchen war.« Und ein Nachbar erzählt weiter und sagt: »Wir haben den kleinen René veräppelt, weil er seine Mutter immer am Schürzenzipfel gehalten hat. Aber ein Auto? Zu uns in die Straße ist nie ein Auto gekommen, nur das Totenauto. Und Sie? Sie wollen über diese Zeit schreiben? Sind Sie Schriftsteller? Ich hab' Sie nur als Trommler beim Jungvolk in Erinnerung.«

Ich suchte weiter, ich fand ein Klassenfoto, auf dem alle noch so lebendig sind, wie sie damals waren. Ich streiche mit der Hand über das Papier, es ist nicht gelb und stumpf geworden. Doch je aufmerksamer ich in die vertrauten Gesichter schaue, um so gründlicher zerfasern mir die Bilder vor den Augen, und mir scheint, als sei das Leben trügerischer als die Erinnerung. Ein Wahn, eine heillose Täuschung, denn ich

sehe uns auf dem Foto vor der Backsteinmauer des Schulhauses stehen und sitzen, in vier Reihen hintereinander, doch nicht, wie ich es mir vorgestellt hatte, in gleichgemusterten Pullovern und Strümpfen, eingekleidet wie Soldaten im grauen Rock, René allein im farbigen Kittel und mit blitzenden Lackschuhen, o nein. Vielleicht ist es aber doch ein buntes Schürzchen gewesen, das René über den Kleidern trug, und die Erinnerung hat mich nur halb betrogen. Auf dem Foto sind wir ein buntgewürfelter Haufen mit Trachtenjöppchen und Matrosenanzügen, gestrickten Pullovern und offenen Hemdkragen. Alle Jungen erkenne ich wieder, außer zweien, und der eine davon muß René sein. Doch welcher? Der Knabe mit der geschorenen Glatze oder der Knabe mit dem schwarzen Wuschelhaar? Keiner trägt goldbeknöpfte Schnallenschuhe, keiner einen Franzosenkittel. Ich zermartete mir das Hirn, ich drücke die Augen zu, als könnte es mir gelingen, die wahrhaftigen Bilder zwischen den Lidern hervorzupressen. Doch nein, es konnte alles nicht so gewesen sein, wie ich es mir vorgestellt hatte. Da gab es kein Badezimmer und keine Kammerzofe, und René hat sicher nicht nach Seife und Parfüm geduftet. Es waren arme Leute vom Grubenpfad, und die Mutter war wohl keine Dame, die im schwarzen Renault durch das Dorf kutschiert wurde. Ich habe mich geirrt. Ich habe den Falschen für den Richtigen gehalten, habe aus dem Unreinen einen Unberührbaren gemacht, damit ich nicht gar zu schwer leiden sollte wegen unseres Folterns.

Vorige Woche setzte ich mich ins Auto und fuhr nach Holz. Es war ein kalter Februartag mit Nebel in den Schluchten und Rauhreif auf den Bäumen. Im Deutschen Busch zwischen Fischbach und Holz standen die Dolden der Hohlrippe wie mit Puderzucker bestäubte Ordenssterne am Wegrand, und auch der kahle Nußbaum und die Roßkastanie, die im Garten des Waisenhauses wachsen, glitzerten im Frost. Es ist ein schönes altes Haus mit Walmdach und barocken Gaupen, den Hof begrenzt das Wirtschaftsgebäude, in dem einst Hüh-

ner und Ziegen lebten, die Wände des Büros schmücken aus Rinde und Blättern gebastelte Herbstbilder und ein Plakat mit dem Stammbaum der Kopflaus. Einen René? Einen René Hoffmann aus Sulzbach? Es gebe ein altes schwarzes Buch, darin müsse wohl etwas zu finden sein, wird mir erklärt, doch das Buch sei seit langer Zeit ausgeliehen und noch nicht wieder zurückgegeben worden. »Fragen Sie auf dem Pfarramt«, wird mir geraten, »fragen Sie auf dem Einwohnermeldeamt.« Ich frage nach, kein Weg ist mir zu weit, ich blättere in verstaubten Leitzordnern, schaue in blitzblanken Datensichtgeräte: Mit René ende ich bei Unzucht und Fürsorgeheim, mit der Mutter bei schweren Neurosen und Heilanstalt. Also ist einst doch ein Auto in den Grubenpfad gekommen, das rote Auto aus Holz, das blaue aus Merzig. Und weiter? »Moment, ich gucke mal im Keller nach«, sagt der Beamte im Amtsgericht; er kommt zurück, klopft sich den Aktenstaub von den Hosen, wischt sich den Schmutz von den Händen und sagt: »Die Sache ist erledigt. Es war eine Vormundschaftsgeschichte. Die Akte ist ausgesondert.«

Doch wo die Verfahren eingestellt, die Schlußstriche gezogen sind, wo über Grabesstille und Friedhofsruhe hinaus kein Sterbenswörtchen mehr fallen darf, weil Schweigepflicht und Datenschutz die Lippen versiegeln, löst ein unersättliches Rumoren die Zunge von neuem und ist nicht mehr zu besänftigen. Das Graben tief innen im Kopf fördert einen neuen René zutage, und auf einmal ist auch sein Name gar nicht mehr so ungewöhnlich, wie wir ihn damals empfanden. René, sage ich zu mir und blättere in der alten Fibel, wo es heißt: »Sei so gut und komme morgen zu mir auf Besuch. Bubi und Lene wissen schon, was los ist, aber sie dürfen es nicht verraten, und ich verrate es auch nicht, weil ich doch morgen schon sieben werde.« René kommt zu mir auf Besuch, René, der Wiedergeborene.

## II

### *Es war einmal ein weißes Pferd*

Nichts ist an seinem Platz. Nichts ist je an seinem Platz gewesen. Ich habe etwas verloren und kann es nicht wiederfinden. Ich habe etwas vergessen und kann mich nicht mehr daran erinnern. Ist es eingegraben auf der Rückseite meines Hirns, das ich nun umpflüge, und kann es doch nirgends entdecken? Ist es vielleicht aufgeschrieben in einem Buch, das ich hergeliehen oder im Regal verstellt habe und nicht wiederfinden kann? Was treibt mich so unwiderstehlich um, daß ich das ganze Haus auf den Kopf stelle, nur um dieses Buch aufzuspielen? Was hängt von einem Buch ab? Was liegt an einer Buchstelle, der vielleicht nicht einmal etwas Besonderes zu entnehmen ist? Es ist mehr, als man denken möchte! Manchmal ist es nur ein Buchstabe, der fehlt, oder einer, der zuviel ist: schon bricht eine ganze Welt zusammen oder eine neue taucht auf.

In den Sommerferien 1933 reiste Mutter mit Hermann und mir nach Laufersweiler, einem fernen, verschlafenen Hunsrückdörfchen, in dem Opa geboren war, Mutters Vater. »Kinder, da ist es schön«, sagte Großvater, »da lebt ihr in einem Bauernhaus mit Tante Mina und Tante Lina, mit Onkel August und Vetter Kurt.« Großvater Kirst, der in der Familie Opa genannt wurde, war ein stattlicher Mann, er fuhr sich durch den Schnurrbart, kratzte sich am Ohr und erzählte, gleich hinter dem Haus begannen die Wiesen, hinter den Wiesen lägen die Felder, hinter den Feldern fließe ein Bach. Und hinter dem Bach? Ja, auf der anderen Seite des Bachs steige ein Gebirge auf, ein Hundsbuckel, sagte Großvater, ganz bedeckt mit Wald, in dem einst ein räuberischer Schinderhannes

gehaust und die reichen Kaufleute ausgeplündert habe. Als er dann sagte, dieser Wald heiße Idarwald, da konnte ich nicht wissen, daß es auch ein fernes Idagebirge gab. Noch hatte ich nicht lesen gelernt, doch obwohl mir auch niemand erzählt hatte von diesem anderen Gebirge, wehte mich ein geheimnisvoller Zauber an, und abends, vor dem Einschlafen, wenn ich im Bett lag und schon die Augen geschlossen hatte, sah ich Landschaften und Figuren aus alten Bilderbüchern lebendig werden.

Nur ein überzähliger Buchstabe? Nur ein fehlender Buchstabe? Auch heute, fünfundfünfzig Jahre später, weiß ich nicht, wohin ich unterwegs bin: Ich fahre durch einen Brodem aus Dunst und Dmmer, die Sonne zerreißt Tauschleier und Nebelstreifen, doch was kommt darunter hervor? Ich fahre zurück in die Kinderzeit, immer der Straße, immer der Nase nach, und da säumen dicke Birken die Hunsrckhhenstrae, aus den Mulden heraus folgen sie der Chaussee auf die flachen Höhen, in den Hohlwegen blhen Ginster und Lupinen, ein Hang ist mit Margeriten übersät, Licht und Schatten fleckt die cker, sie sind sanft gewellt und strotzen von reifendem Getreide. Auf einem Hügel stehen Kühe beisammen, krummgehrnt, breitgestirnt, sie strecken einander die Köpfe zu, als seien sie in dumpfe Verschwrungen verstrickt. Ich fahre, und plötzlich fällt es mir wie Schuppen von den Augen. Zurckfahrend in die Kinderzeit finde ich im Gedächtnis wieder, was ich längst verloren glaubte. Rechter Hand der Straße stieben Krähen auf. Ein Bauer fhrt mit der Mähmaschine durch die Wiese, die Vögel kreisen über seinem Kopf, wenden mit schwerem Flügelschlag und landen weit hinter der Maschine im abgemhten Gras. Liegen auch Feldmäuse dort zwischen den frisch geschnittenen Halmen, den Rumpf von den Gliedern getrennt, wie seinerzeit, als Onkel August mit der Maschine durch das Kleestck zackerte? Wir fahren nach Laufersweiler, auch Hermann, der mich auf meiner Reise begleitet, erinnert sich. Der Bahnhof von Bchenbeuren, wo Onkel August uns damals mit dem Kuhwagen abholte, liegt

abseits an rostigen Geleisen, auf dem Vorplatz, unter blühendem Rotdorn, steht eine Hundehütte, stabil gezimmert, schwarz geteert. Ein kläffender Köter zerrt an seiner Kette, fletscht die Zähne, was wäre, wenn ich näher träte, denke ich, wedelte er dann mit dem Schwanz?

Fichtenstücke, Rapsfelder, Schieferdächer, rechter Hand ragt der Idarwald auf: Ich bin angekommen. Ich suche das Haus, ich finde es im Unterdorf. Ich lege meine Hand auf die Türklinke und spüre die Wärme, die mir aus ihr entgegenschlägt, ich ertappe mich, wie ich sie streichele, als könnte ich liebkosend ein längst vergangenes Krächzen aus ihr hervorlocken, ein Quietschen und Knarren, das damals so altväterlich zu mir sprach. Da ist die Diele, die Treppe, die gute Stube, ich trete über die Schwelle, um Tante Lina zu sehen, Onkel August zu begrüßen, Tante Mina zu umarmen, doch niemand lebt mehr.

Opas Vaterhaus, mit zwei Kühen, vier Schweinen, acht Stallhasen und einem brausenden Wespennest auf der Tenne, ist die Ferienfarm meiner Kindheit. Was für ein Haus! Unten, ebener Erde, sind rundum Türen und Fenster eingelassen, doch nicht im einfachen Zuschnitt: Die Fenstertraversen sind halbrund gebogen, die Türen kunstvoll geschnitzt, Außenmauern und Innenwände kommen einander entgegen, streifen und berühren sich, als wollten sie Schlupfwinkel bilden, aus denen es kein Entrinnen mehr gibt, wenn man einmal in sie eingedrungen ist. Ja, Opas Vaterhaus ist ein ländliches Labyrinth, und obendrüber wölbt sich ein Walmdach, hoch und mächtig, doppelt geknickt. Zwar steht das Haus immer noch dort, wo es vor zweihundert Jahren hingebaut worden ist, doch jedesmal, wenn ich mich daran erinnerte, sah ich vor mir ein ineinandergeschachteltes Gemäuer, Dachgaupen, Schornsteine, Schweinekoben, festgefügt im Fachwerk, glattverputzt mit Kalkspeis: Wie in Holz geschnitten sind in mein Gedächtnis eingegraben die Linien von Haus und Stall, die Umrisse von Scheune und Holzverschlag. Es ist Schlachtfest, der Metzger weidet ein Schwein aus. Die Bäuerin trägt eine

Schüssel mit Wurstsuppe. Ist es Tante Lina? Der Junge schleppt einen Kübel mit Blut. Ist es Vetter Kurt? In meinem Hirn wirbeln die Bilder durcheinander, da gibt es Männer mit Pudelmützen und im Zylinderhut, Frauen im Häubchen und mit Kopftuch, ein Rottweiler Hund steht mitten im Hof, Knechte und Mägde drängen sich bei der Arbeit, ein kleines Mädchen bläst die Schweinsblase auf. Spatzen hüpfen am Boden, Hühner picken am Trog, und hoch auf dem Dach sitzen die Tauben und rühren ihre weißen Flügel.

Das alles gibt es nicht mehr. Nach Tante Linas Tod hat Onkel August den Stall und die Scheune abgebrochen; wo früher der Holzverschlag stand, wächst heute Rhododendron im Gras, anstelle der Scheune ist eine Autogarage aufgemauert. Ich stehe im Hof, schaue und lausche. Kein Hufschlag der Kühe, kein Klirren der Milchkanen, kein Mahlen der Heuwagenräder mehr, nein, nichts hallt mehr wider auf dem alten Pflaster, und auch die Wespen brausen nicht mehr. Auf dem Hof blühen Stiefmütterchen in der Schubkarre und Petunien in der Sauerkrautbütte. Tante Linas Fußtritte sind ausgelöscht, Onkel Augusts Schuh hat keinen Abdruck hinterlassen. Eine Katze streicht am Wassertrog vorbei, sie hat ein langes, grauseidiges Fell und gehört Frau Ernst, die seit Jahren schon unter dem Walmdach wohnt. Frau Ernst hat das Haus gekauft, sie ist aus dem Osten gekommen, ist traditionsbewußt und kunstsinnig und liebt immer noch die Gedichte der dreißiger Jahre. Noch sind die Sandsteinplatten der Diele herausgerissen, die Halbbögen des Kellergewölbes ausgebrochen und liegen aufgeschüttet unter dem verwachsenen Holunderbusch; doch Frau Ernst will alles wieder richten, wie es einmal war, oder fast alles. Nur die schöne, geschnitzte Haustür wird sie nicht wiederfinden: Nach Onkel Augusts Tod stand das Haus eine Weile leer, räuberische Liebhaber hoben sie aus den Angeln und trugen sie fort. Doch das Schnitzwerk war längst nachgezeichnet, Herren vom Denkmalschutz hatten das Rankenwerk maß- und fachgerecht aufgerissen, so daß es heute, neu



geschnitzt und kunstvoll verkleinert, zwischen den beiden Fenstern in Frau Ernsts Wohnstube prangt. Das Türloch ist zugemauert. Zum Glück gab es zwei Türen, denn das Haus war ein Doppelhaus.

Du schönes Haus im bäuerlichen Rokoko! Wie soll ich mir Großvater vorstellen, der hier geboren und Bauernjunge gewesen ist? Du Luftschloß, du Zauberhaus am Rande des Idarwaldes! Als wir damals mit Mutter nach Laufersweiler kamen, lag das Haus im heitersten Sommersonnenschein, Onkel August lenkte die Kühe in den Hof, wir sprangen vom Leiterwagen herunter, und schnurstracks, als wüßten wir alle den Weg im Schlaf, stürzten wir über die Schwelle. Ein ergötzlicher Duft empfing uns. Es roch nach frischgebackenem Kuchen. Alle waren da, alle lebten noch, und für mich sind sie nicht gestorben: Tante Mina, Großvaters Schwester, Tante Lina, Großvaters Nichte, Onkel August, Minas Tochtermann, wie Großvater sagte. Es waren fernere Onkel und Tanten von uns, und Vetter Kurt war ein Vetter über drei Ecken. Doch wir saßen um den Tisch herum, als hätten wir seit Jahr und Tag so zusammengesessen, tranken Kaffee und aßen Kuchen. Tante Lina schnitt den Kuchen auf, Onkel August schenkte Kaffee ein, Tante Mina, mit schwarzgrauem, krausem Haar, legte ihre Stirn in Falten und lachte. »Lena«, sagte sie zu Mutter, »jetzt seid ihr endlich einmal hier bei uns.« Nur dieses einzige Mal war ich als Kind in den Ferien von zu Hause fortgekommen, es waren meine ersten Sommerferien. Ich war sechs, trug kurze weiße Hosen und ein blaues Polohemd, ich werde nie vergessen, wie wir am ersten Abend die Treppe hinaufgestiegen sind, in die Schlafstube traten, ich aus dem Fenster schaute und ein paar Tauben auf dem Dach des Nachbarn sitzen sah, so weiß und blau wie meine Hose und mein Hemdchen, so schön und zart wie die Tauben in meinem Märchenbuch.

Ja, die Zeit steht still, wenn ich an diesen Feriensommer zurückdenke, nichts rührt sich, nicht einmal ein Blättchen am Holunderbusch. Haus und Scheune, Holzverschlag und

Schweinekoben liegen da wie gemalt, ein blauer Sommerhimmel wölbt sich über dem Dorf, die Straße ist leer, die Höfe sind leer, das ganze Dorf ist leer, unter der Vorhalle des Backhauses sitzt ein Landfahrer im schrägen Schatten, der Kesselflicker? der Schirmflicker? der Scherenschleifer? Es ist vom Ende der Straße her nicht auszumachen, denn auch er rührt sich nicht. Nichts rührt sich. Was geschah an jenem Tag, was ging in uns beiden vor? Noch standen wir eine Weile auf der gußeisernen Schwelle der Hintertür, in funkelnagelneuen weißen Turnschuhen, mein Bruder hielt mich an der Hand, wir lauschten dem Brausen des Wespennestes. Doch als dann der klagende Pfiff eines Bussards über das Scheunentor zog, liefen wir los, als sei ein geheimes Kommando ertönt. Unter den Kirschbäumen hin stürmten wir ins hohe Sommergras der Wiese, genossen das Peitschen der Halme gegen die nackten Beine, genossen die Frische des Taus, die Kühle der Nässe, und von jäher Wollust gekitzelt sprangen wir über den Weidezaun und stoben hinunter zum Bach. Dort saßen wir und hielten die Füße ins Wasser, die Turnschuhe lagen neben uns im Gras.

Plötzlich geschah etwas Außergewöhnliches. Ein weißes Pferd stand vor uns auf der Koppel. Unbemerkt war es geradewegs aus dem Wald auf die Wiese getreten und stand auf einmal da: So unversehens, wie es vor unseren Augen aufgetaucht war, hätte es auch vom Himmel gefallen oder aus dem Boden gestampft sein können. Es stand da wie ein Kunstwerk; hätte es sich nicht bewegt, wir wären versucht gewesen, es für ein Marmorbild zu halten. Es war schlank und hochbeinig und trug ein langes, weiches Geschlecht. Hin und wieder tat es ein paar Schritte nach der Seite, dann schwang das Geschlecht hin und her. Wir saßen regungslos auf der Uferböschung und schauten ihm nach, wie es den Kopf hob, die Hüfte reckte, den Schweif aufstellte und mit schwingendem Geschlecht über die Wiese ging. Mein Bruder stieß mich in die Seite, wir blickten uns an und lachten. Das weiße Pferd schritt inzwischen nicht mehr so steif, wie es zu Anfang ge-

schritten war. Zuweilen trommelte es mit den Vorderhufen auf den Boden, schlug mit der Hinterhand in die Luft, dann schwang das schwarzblaue Geschlecht noch heftiger aus, und wir stießen uns wieder an und lachten. Ich schaute und schämte mich. Ich errötete, ich war gebannt. Während mir die heiße Glut unter das Kopfhaar strömte, kehrte das Pferd uns die Kruppe zu und trabte, als wollte es uns nun den Anblick seines Geschlechts ersparen, wieder dem Walde zu.

Als wir den Sonntag darauf zu einem Ausflug in den Idarwald aufbrachen, nahm ich mir fest vor, die Augen offenzuhalten, ich hoffte, das weiße Roß wiederzusehen, stand schon vor der Tür, als die anderen noch Brote schmierten und Kaffee kochten, trippelte in meinen Turnschuhen und rief: »Kommt ihr endlich!«

Es war ein schöner Tag, die Augustsonne stand schon hoch am Himmel und schien dem Idarwald geradewegs gegen die belaubte Stirn. Hermann und ich sprangen voraus, wir hatten die Hände frei und den Kopf voller Ideen, Vetter Kurt schleppte den Rucksack, und Onkel August schwang den Wanderstock. Die Frauen hatten ihre Sonntags Hüte aufgesetzt, trugen Handtaschen mit silbernen Schnallen und Schuhe mit flachen Absätzen und schritten wacker aus, so daß wir schon bald am Fuße des Idarkopfes angelangt waren. Ich lief der Wandergesellschaft voraus, sprang ins Unterholz und bog die Zweige auseinander, rannte in den Hochwald und suchte nach Fährten im Laub: Hatte das weiße Pferd nicht Haare verloren im Gestrüpp, hatte es nicht Hufspuren hinterlassen im Erdreich? Wir kamen an ein Wasser, es war frisch und klar, wir beugten uns nieder, schöpften mit offenen Händen und tranken. War es eine Quelle, die der Schimmel mit seinem Huf aus dem Waldboden geschlagen hatte? In der Luft war ein fernes Klingen zu hören, es gellte und schetterte wie metallischer Hufschlag, Tante Mina sagte: »Es wird Zeit, es ist schon spät, siwwen Auer«, und ich begriff: Die Zeit stand nicht still, und das Klirren war kein Hufschlag des Pferdes, es war das Geläute der Abendglocken. Die Kühe mußten

noch gemolken, die Milchkessel rausgestellt, das Hasenfutter geschnitten werden.

Heute, fast ein Menschenalter später, sitzen wir auf der Lichtung wie damals und picknicken im Grünen. Mein Bruder bietet mir ein Brot mit Leberwurst an, ich gebe ihm die Thermosflasche mit Kaffee, wir essen und trinken, wir schauen uns an wie damals, als wir das weiße Pferd zum erstenmal durch die Wiese gehen sahen, wir lauschen den Stimmen des Waldes wie damals, als die Zeit stehengeblieben war. An gefällten Baumstämmen entlang führt ein Waldweg bergauf zum Idarkopf, die Fahrspur ist grob geschottert, zwischen den Fahrrihlen wächst Gras. Ein morscher Wurzelstock liegt am Wegrand, hinter den gefällten Stämmen leuchten blaue Distelköpfe, eine Waldtaube ruckt im Dunkel des Dickichts. Es ist Mittagszeit, auf der Ameisenstraße ist Hauptverkehr. Rostrot glänzt das Wasser des Waldbachs, der aus dem Birkengestrüpp drängt. Wohin würden uns die roten Markierungen an den Baumstämmen führen? Zur Kaisereiche? Zur Quelle der Musen? Quer über den Wassergraben führt ein Zaun aus doppelt gedrehtem Stacheldraht, den Weg versperren Hecke und Rick, ein Oxe aus Reisig, ein Verhau aus Maschengeflecht. »Achtung, militärischer Sicherheitsbereich!« heißt es auf einem Schild: »Betreten verboten! Rauchen verboten! Fotografieren verboten! Vorsicht, Schußwaffengebrauch!« Wo ist die Eiche? Wo ist die Quelle? Wir stehen vor dem Stacheldraht und schweigen. Die Wege, die wir als Kinder gelaufen sind, führen nicht weiter. Die Pfade, die wir im Traume finden würden, enden im Nichts. Jede Eiche könnte die Kaisereiche, jeder Tümpel die Quelle der Musen sein.

Idarwald, Idagebirge. Es ist wahr, manchmal fehlt nur ein Buchstabe oder einer ist zuviel, und schon findet man sich nicht mehr zurecht. Wann war es, daß es wegen dieses Buchstabens zum erstenmal in meinem Kopf zu rumoren begann? Wie lange nach diesen Sommerferien des Jahres 1933? Wen soll ich nun fragen? Es gab eine Zeit, da lebten sie noch alle, Tante Mina, Tante Lina, Onkel August, auch die Juden im

Dorf, der Viehhändler, der Schuhmacher, der Matzenbäcker, auch Bernhard Mayer, der Arbeiter aus dem Sohrener Sägewerk, den sie dann eines Tages abgeholt haben mit Frau und allen Kindern. Keiner von ihnen kam wieder, nur eine Tafel in der Synagoge nennt ihre Namen. Auf der Giebelspitze zwischen den Zwiebdächelchen prangt der Davidstern, die steinernen Löwen am Fuß der Türpfeiler sind arg ramponiert, ihr Gesicht ist zerschlagen, die Vorderpfoten zerbrochen. Aus dem »Gemütlichen Eck« von gegenüber tönt der sonntägliche Frühschoppenlärm. Wen soll ich fragen? Alle sind tot. Ist je einer heimgekehrt? Auch von der Familie ist niemand mehr am Leben. Auf dem Judenfriedhof hinter dem Dorf stehen die Grabsteine in Doppelreihe, einer sieht aus wie das Tor von Jerusalem.

Kaum waren die Ferien zu Ende, fing schon der Herbst an. Polohemd und Turnschuhe verschwanden im Schrank, und mit den Sommersachen, zu denen auch Mutters Niveacreme, die Agfabox und die schwarzweißen Ferienfotos samt einer Menge Kleinkram gehörten, traten auch die großen Dinge mehr und mehr in einen dunklen Hintergrund zurück, in dem sie allmählich ineinander verschwammen. Das alte Bauernhaus, die Pferdewiese, Eiche und Quellwasser des Idarwaldes verloren ihre Konturen; bald wußte ich nicht mehr, ob der Schweinekoben linker Hand oder dem Haus gegenüber stand, ob die Wiese glatt und flach war oder in Wellen nach dem Gebirge hin aufstieg, auch Kaisereiche und Waldquelle hatten keine festen Umrisse mehr, sie lösten sich in Bilder auf, die sich immer häufiger überlagerten, und ich vergaß sie schließlich. Nur das weiße Pferd behielt seine Gestalt. Manchmal erschien es mir im Traum: Dann wandte es mir in eigenartiger Starrheit seinen Kopf zu; schon von weitem schaute es mir aufmerksam in die Augen, wenn es näher kam, sah ich genau, wie seine Wimpern schlugen, und noch aus der Ferne, bevor es in einem dicken Nebel verschwand, blickte es mich mit rückwärtsgewandtem Kopf an, und immer war es mir, als flinkere es mir zu und wolle etwas sagen. Ach, wenn es bloß

eine Sprache gehabt hätte! Auch im Wachsein dachte ich daran; unter den Holunderbüschen, die einst den Schlammweiher säumten, lag ich manchmal lang hingestreckt und schaute durch die Zweige nach dem Schlachthaus: Da ging das weiße Pferd manchmal an der roten Backsteinwand vorbei, und immer kam mir sein Gang wie ein Schreiten vor, so majestätisch setzte es seine Füße voreinander und klappte rhythmisch mit den Hufen. Dort war die Wand mit Quadern gemauert, aus grauem Pflaster ragte ein Prellstein auf, und hinter gewölbtem Torbogen sah ein aufgezogenes Fallgitter hervor. Oftmals habe ich versucht, mir das alles zu erklären, doch es mußten Jahrzehnte vergehen, bevor ich zu begreifen begann, warum ich Herzklopfen und heiße Ohren bekam, wenn so ein weißes Pferd vor dieser Steinwand erschien.

Ich hatte meine Hunsrücker Tagträume in die Schulklasse hinübergerettet, saß oft mit halbgeschlossenen Augen in meiner Bank, schaute aus dem angelehnten Fenster, blinzelte in die Herbstsonne, die über dem Dach von Klutes Kolonialwarengeschäft stand, und sah zu, wie sich draußen die gelb gewordenen Blätter in den Bäumen drehten. Jedesmal, wenn der Wind durch die Zweige fuhr und ein Blatt in den Abgrund fegte, überlief mich ein gleiches Rieseln wie beim Brausen des Wespennestes oder beim Gestank des Schweinestalls auf dem Hunsrück. Geräusche und Gerüche überschwemmten meinen Kopf und lullten mich ein, die Augen gingen übereinander, das Reden und Antworten im Klassenzimmer war nur noch ein undeutliches Stimmengewirr. »Träum weiter«, sagte der Lehrer, nachdem er mich mehrmals angerufen hatte, »ja, ja, schlaf nur und träum schön«, sagte Herr Peiter und drohte mir eine unbefriedigende Note in Aufmerksamkeit an. Irgendwie sprach sich mein Verhalten herum, auf einmal wußten auch Mutter und Vater Bescheid. Ich erinnere mich, wie Mutter versuchte, mir etwas zu erklären, das ich damals gar nicht verstand, mit Worten, die aus einem Gedicht oder dem Gesangbuch hätten stammen können. Ich konnte mir zwar keinen Reim darauf machen, doch die Art und Weise,

wie Mutter sprach, ließ darauf schließen, daß es etwas Bedeutungsvolles sein mußte. Vater, der sich nie in solche Höhen verstieg, war leicht zu verstehen. Das Landleben auf dem Hunsrück habe mir den Kopf verdreht, sagte er, und es sei an der Zeit, daß ich wieder in die Reihe käme.

Das Hunsrücker Gefühl schwappte immer wieder über, es war nur sehr schwer einzudämmen. Doch als ich nicht aufhören wollte, dazustehen und in die Luft zu blicken, dazusitzen und aus dem Fenster zu schauen, dazuliegen und an die Decke zu starren, als Mutter sagte: »Guckst du wieder in die andere Woche« und sich zum erstenmal meine hartnäckige Schlaflosigkeit bemerkbar machte, sagte Vater ein Wort, das ihm gar nicht ähnlich sah, ja für eine unangemessene, die Situation auf den Kopf stellende Bemerkung hätte gehalten werden können, wenn es nicht ein Wort gewesen wäre, das auf verblüffende Weise den Nagel auf den Kopf traf. Vater sagte aus heiterem Himmel: »Die größte Erfindung des Menschen ist das Bett«, und mit diesem Satz verwandelte er Ferien und schweifendes Nichtstun in handfesten Alltag zurück. Die Germanen hätten noch auf Bärenfellen gelegen und Bier getrunken, erzählte er, da wären die alten Ägypter schon ins Bett gegangen, und warum? Die Ägypter, von denen er viel hielt, waren für Vater die ersten Erfinder und Arbeiter überhaupt, sie hätten sich nicht wie die Cherusker mit Jagdvergnügen und die Araber mit Sternguckerei die Zeit vertrieben, sie hätten gearbeitet, Straßen angelegt, Baumwolle gepflanzt, Pyramiden gebaut, und wer etwas Vernünftiges tue, der könne auch nachts schlafen und hätte sich das Bett verdient.

Das leuchtete mir ein. Ich setzte mich hin, schrieb die Tafel voll, las das Lesebuch aus, doch ich schlief trotzdem nicht. Großvater setzte mich auf das Schaukelpferd, stieß mit dem Fuß gegen die Holme, das Pferd wippte auf und ab, und auch in meinem Kopf wippte und schwang etwas hin und her, schwappte in stets gleichem Takt gegen die Schädeldecke und brachte mir doch keinen Schlaf. Vom Schaukelpferd wechselte ich auf Großvaters Knie über, saß dort fest im Sattel und

wähnte mich im gestreckten Galopp, wenn er die Knie hob und senkte und ich mich an seine Hände wie an Zügel klammerte. »Hoppe, hoppe Reiter«, sang er, »wenn er fällt, dann schreit er!«, bis ich kopfüber nach hinten kippte und mich fester an seine Hände klammern mußte, um nicht zu stürzen. Einmal stürzte ich doch, das geschah aber im Hof des Fuhrmanns Tröß, ich fiel vom Fuhrwerk, als die Pferde plötzlich den Wagen anzogen, schlug mit dem Kopf auf das Hofpflaster und verlor die Besinnung. Nur ein paar Sekunden lang fiel ich in Ohnmacht, mir aber war, als erwachte ich aus einem langen, tiefen Schlaf. Die Pferde hatten erst zwei Schritte getan, da war ich schon wieder auf den Beinen, doch das Raseln der Räder hörte nicht wieder auf, es dröhnte in meinen Ohren weiter, bis es tief innen in meinem Kopf angekommen war, und dort ist es geblieben.

Immer schon war ich ein schlechter Schläfer gewesen, wie oft hatte Mutter gesagt: »Was soll ich bloß noch machen, der Bub kann gar nicht schlafen.« Doch von nun an plagte mich die Schlaflosigkeit noch mehr, ja, ich bin mein Leben lang nicht dazu gekommen, das Schlafen richtig zu lernen. Der Junge brauche Höhensonne, sagte Dr. Dalbkermeyer: So lag ich zweimal in der Woche unter der Quarzlampe, die mich mit einem eigenartigen blauen Licht bestrahlte. Ich fühlte mich nicht krank, doch hingestreckt auf diese lederbezogene Liege des Arztes kam ich mir schwach vor, erschöpft von dem immerwährenden Rauschen in meinem Kopf. Immer und überall begleitete es mich: So wie ich in Laufersweiler unter den Kirschbäumen hindurch ins duftende Sommergras gesprungen war, so stürmte ich nun auf die Höhe der Berghalde, und wenn mir unlängst das weiße Pferd vor den Hängen des Idarwaldes erschienen war, fand es sich nun immer öfter vor der Backsteinwand des Schlachthauses ein.